

leykam: *seit 1585*

Barbara Rieger (Hg.)

MUTTER WERDEN. MUTTER SEIN.

Autorinnen über die ärgste
Sache der Welt

leykam: *Belletristik*



Copyright © Leykam Buchverlagsgesellschaft m.b.H. Nfg. & Co. KG,
Graz – Wien 2021

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Christine Fischer
Satz und Typografie: Annalena Weber
Unter Verwendung von shutterstock.com / OlliaGraphics,
Gabriyel Onat und Mary Long
Druck: Florjančič tisk d.o.o.
Lektorat: Tanja Raich
Korrektur: Alexandra Dostal
Gesamtherstellung: Leykam Buchverlag

www.leykamverlag.at
ISBN 978-3-7011-8197-1

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung durch die
Kulturabteilung der Stadt Wien, das Land Niederösterreich,
das Land Steiermark und das Land Kärnten.



INHALT

- 9 VORWORT**
- 11 BARBARA RIEGER**
Das Natürlichste der Welt
- 32 FRANZISKA HAUSER**
Wechseljahre treffen auf Pubertät,
treffen auf Lockdown und erinnern
an Mauerfall
- 46 KATJA BOHNET**
Meine Mutter, die Serienmörderin
- 59 SANDRA GUGIĆ**
Blut, Milch, Digitale Tinte
- 82 TERESA BÜCKER**
Ist es radikal, ein Kind ohne Partner
zu bekommen?
- 95 LENE ALBRECHT**
Eine gute Frau
- 110 ELENA MESSNER**
Brief an eine muttergewordene
Schriftstellerin

- 125 GERTRAUD KLEMM**
Sind das Ihre?
- 132 ANDREA GRILL**
Bist du bereit, ein Held zu sein?
- 147 LYDIA MISCHKULNIG**
Für Mutter mit Hirn
- 158 BARBARA PEVELING**
Maske
- 168 HELENA ADLER**
Nesteln
- 176 NAVA EBRAHIMI**
Vor dem Morgengrauen
- 186 VERENA STAUFFER**
Leben
- 199 SIMONE HIRTH**
Wir wollen was. Ein Manifest
- 210 AUTORINNEN**
- 



*Mütter
aller Länder,
vereinigt euch,
singt!*

VORWORT

Was bedeutet es heute, Mutter zu werden und Mutter zu sein? Welche Geschichten werden von und rund um Mutterschaft erzählt, welche gesellschaftlichen und persönlichen Ansprüche an die Mutterrolle gestellt? Und wie lässt sich Mutterschaft mit dem Schreiben, mit dem Beruf der Autorin, verbinden?

Im vorliegenden Band setzen sich fünfzehn Autorinnen auf persönliche, essayistische und literarische Art und Weise mit diesen und anderen Fragen rund um Mutterschaft auseinander.

Lesen Sie Kurzgeschichten, in denen Mütter und andere Personen, die Care-Arbeit verrichten, die Hauptrolle spielen. Lesen Sie über Geburt, Adoption und über die Möglichkeiten, alleine ein Kind zu bekommen. Lesen Sie über Blut, Milch, digitale Tinte, über Fleisch, das härter als Stahl ist, und fragen Sie sich, ob Sie bereit sind, ein Held zu sein. Lesen Sie eine Laudatio an eine Mutter, einen Brief an eine muttergewordene Schriftstellerin und ein Manifest der Mütter, die nicht schweigen.

Egal, ob Sie Mutter sind, es werden oder niemals werden wollen oder können – die Beiträge in diesem Band werden Sie berühren, aufwühlen und zum Nachdenken anregen. Denn Mutter sein ist die ärgste, die schwierigste, intensivste und schönste Sache der Welt!

Barbara Rieger, Juni 2021

Franziska Hauser

WECHSELJAHRE TREFFEN AUF PUBERTÄT, TREFFEN AUF LOCK- DOWN UND ERINNERN AN MAUERFALL

Mit 25 Mutter, mit 50 Großmutter und mit 75 Urgroßmutter. So lief es wie ein zuverlässiges Uhrwerk bei meiner Großmutter, meiner Mutter und mir.

Mit 46, schon schiebe ich jetzt meine Enkeltochter im Buggy zum Wochenmarkt und muss aufpassen, nicht zu platzen vor Stolz, wenn sie Oma sagt.

Sie ist die Tochter meines Sohnes, den ich mit 25 bekommen habe.

»Warum kriegt man Kinder?«, fragt meine sechzehnjährige Tochter. Sie will einen vernünftigen Grund hören, aber mir fällt keiner ein. Mir fällt nur ein, dass ich damals, als mein Sohn geboren war, beschloss zu warten, bis ich das zweite Kind wieder genauso sehr wollen würde wie das Erste. Ich wollte die Erfahrung, das erste Kind zu bekommen, zweimal haben. Nach dreieinhalb Jahren war es so weit.

»Warum ich das wollte, kann ich dir echt nicht sagen, nur dass es total dringend war.« Meine Tochter ist nicht zufrieden mit der Antwort. Momentan ist sie sowieso mit gar nichts zufrieden. Meine Antwort hält sie für so einen ausweichenden Mama-Text, den ich mir für komplizierte Fragen zurechtgelegt habe. Anstatt die Sache einfach mal klarzustellen, versuche ich nur irgendwie rüberzubringen: keine Ahnung, hab dich lieb.

Vielleicht spürt sie dieses tickende familiäre Uhrwerk ablaufen, wonach sie in neun Jahren dran wäre. »Was denkst du denn, warum man Kinder kriegt?«, frage ich. Im Gegensatz zu mir, muss sie nicht lange nachdenken: »Na, weil man nicht allein sein will.«

In Gesprächen mit Freunden hatten wir immer wieder Erklärungen fürs Kinderkriegen gefunden. Zum Beispiel das Bedürfnis Prioritäten zu setzen, um herauszufinden, was wirklich von Bedeutung ist im Leben. Aber, nicht allein sein zu wollen, erschien mir jetzt der dringendste Grund von allen. Aus dem Mund meiner sechzehnjährigen, im Homeschooling gefangenen Tochter war es jetzt auch der traurigste Grund. »Naja und man will wissen, wie es aussieht und ob es so ist wie man selber«, sagt meine Tochter noch.

Als ich mit 20 und mit 23 schwanger war, wurde mein Wunsch nach einem Kind nach zwei Fehlgeburten immer dringender. »Du musst deine Füße erstmal richtig in die Erde stecken, Mädchen«, sagte mir ein Heilpraktiker, »du bist ja selber noch gar nicht richtig angekommen«, und verschrieb mir einen Kräutertee, der mir offenbar half, Wurzeln zu bilden.

Aus blinder Verliebtheit wissen zu wollen, wie unser Kind aussehen würde, wäre 15 Jahre später beinahe nochmal ein Grund gewesen, als ich mich vom Vater meiner Kinder getrennt und meinen jetzigen Mann kennengelernt hatte. Glück vermehrt sich durch Teilung. Manchmal durch Zellteilung. Aber dafür waren meine Füße schon zu tief in der Erde. Dafür war ich schon zu sehr angekommen in der Welt, in der Gesellschaft und der Alltagsrealität. Zu vernünftig für so etwas Unvernünftiges wie Kinderkriege.

Mein Sohn hatte die erste Freundin und langsam verschoben sich die Prioritäten. Ich wurde nicht mehr so sehr gebraucht, nicht mehr rund um die Uhr. Mein Körper gehörte wieder mir, wurde nicht mehr eruptiv beschlagnahmt. Mein Kopf durfte sich wieder eigene Gedanken machen, musste keine Kinderfragen mehr verstehen, die ja bekanntlich die kompliziertesten sind.

Auch heute noch sind die Fragen meiner Tochter kompliziert, obwohl wir einander viel nähergekommen sind, was den Intellekt betrifft. Auch die Arbeitsteilung im Haushalt funktioniert endlich. Aber wir entfernen uns in unseren Interessen und der körperlichen Nähe. Nur auf den Haaransatz lässt sie sich noch küssen und manchmal umarmen. Füße massieren, auch erlaubt.

Als meine Tochter 15 wurde, begann eine Pandemie und alles änderte sich. Als ich 15 wurde, gab es einen Mauerfall und alles änderte sich. Meine Mutter war in den Wechseljahren wie ich jetzt. Im Neuorientierungs-Chaos der Nachwendezeit hatten viele DDR-Mütter ihre jugendlichen Kinder vorübergehend

komplett vergessen, und ich musste allein klarkommen mit der Freiheit, die bis dahin so begrenzt war in unserem kleinen sicheren Land, von dem ich meiner Tochter jetzt zu erzählen versuche: Damals, als es noch normal war, dass Frauen nicht erledigt waren, wenn sie ohne Ernährer Kinder bekamen, war es eine alberne Vorstellung, dass Mütter im Westen noch an den Herd gestellt wurden. Das kam mir so infantil vor wie ein Mutter-Vater-Kind-Spiel im Kindergarten. So war das doch zu Hause nicht wirklich, oder?

Als ich einen neuen Westberliner Schulfreund nach der Arbeit seiner Eltern fragte, nannte er nur den Job seines Vaters. »Und deine Mutter?«, fragte ich. Er sah mich irritiert an »Meine Mutter? Was soll sie arbeiten?« Unfassbar für mich, dass ein erwachsener Mensch nicht arbeitete. Offenbar hatte ich da irgendetwas ganz Entscheidendes nicht geschnallt.

»Hier, kauf dir mal was Schönes«, sagten immer mal wieder alte Westberliner Männer aus unserer neuen Bekanntschaft und drückten meiner stolzen starken Mutter gnädig einen Schein in die Hand, wie einem armen Kind. Die lachte nur und das verstand im Westen keiner. Geld schien plötzlich der höchste Wert im Leben zu sein. Das verstand im Osten keiner. Jedenfalls nicht gleich. Aber nach einer Weile dann doch und neuerdings haben wir es ja sogar so eingerichtet, dass ein Kind ein Privatvergnügen ist, wie ein Segelboot. Das verstehen jetzt endlich alle. Ich erkläre also meiner Tochter, warum ich nicht auf die Idee gekommen bin, erst nach dem Studium Kinder zu bekommen. Dass wir immer so wenig Geld hatten, lag nämlich vor

allem daran, dass ich es nicht schnell genug verstanden hatte, mit dem Ernährer und dem Segelboot.

Stell dir vor, im Osten gab es von allem nur eine Sorte. Milch, Butter, Mehl, Rasierapparate, Schuhe für die Jugendweihe, da musste man überhaupt nichts selbst entscheiden. Unsere Autos waren aus Hanf und Kunststoff zusammengeklebt, und wir durften Kinder kriegen, so viele wir wollten, selbst wenn wir gar kein Geld hatten. Niemanden störte das. Unsere Segelboote mussten wir sowieso selber bauen.

Ich versuche zu beschreiben, warum eine Mangelwirtschaft ein cooleres Gemeinschaftsgefühl erzeugt als eine Überflussgesellschaft, und dann passiert es, dass ich meine geliebte friedliche, farblose Kindheit in diesem kleinen Land verkläre.

Am Herd zu bleiben, hätte meine Mutter zwar wahnsinnig gemacht, aber so richtig zufrieden habe ich diese Mutter auch nicht in Erinnerung. Sie hätte doch reisen wollen und ihre Klamotten gerne mal gekauft, anstatt sie immer selber nähen zu müssen.

Außerdem musste sie zusehen, dass der Staat sich ihrer beiden Töchter nicht zu sehr bemächtigte. Mit acht Wochen übernahm die Kinderkrippe die Erziehung, das Trockenwerden, die Pflichtimpfungen und fühlte sich auch gleich für die Bevormundung der Eltern zuständig. Wer in einer anderen Stadt studierte, hatte seine Kinder in der Wochenkrippe, wo es oft streng zugeht. Die Großeltern waren noch jung und hatten ihre Arbeit.

Ich war aufgewachsen in einem Land ohne Hausfrauen, ohne Arbeitslose, ohne Obdachlose und ohne

finanzielle Abhängigkeiten. Alleinerziehende Mütter waren nicht schlechter dran als welche mit Partnern. Kinderlosigkeit wurde eher mitleidig registriert, genauso wie die extrem seltenen Mütter und Väter, die sich gegen die gesellschaftliche Norm durchsetzten und doch Hausfrauen oder Hausmänner wurden.

Ich war zu unbekümmert, um zu verstehen, dass es nach der Maueröffnung anders lief. Eine Amerikanerin erklärte mir: Ein Kind ist ein Projekt für mindestens zehn Jahre. Da bist du raus. Das musst du dir erstmal leisten können. Ich verstand nicht, was sie damit meinte. Ein Kind, ein Projekt? Segelboot?

Meine gleichaltrigen Freundinnen hatten den Kapitalismus auch nicht gleich verstanden, und so folgten wir dem alten Uhrwerk und fingen mit Anfang zwanzig an, Kinder zu bekommen, als wären wir noch in der DDR. Waren wir ja auch. Bewegt hatten wir uns nicht. Während sich ringsherum alles bewegte, machten wir einfach, was unsere Mütter gemacht hatten.

»Wie lange wollen Sie dem Steuerzahler noch auf der Tasche liegen?«, fragte mich die Bearbeiterin des Arbeitsamtes. »Wenn Sie jetzt noch ein Kind kriegen, wird ihr Leben auch nicht einfacher. Sie können Ihrem Kind doch überhaupt nichts bieten!«

Was ich ihr in diesem Moment ins Gesicht hätte brüllen wollen, ist mir natürlich erst auf dem Heimweg eingefallen. Stattdessen steckte ich schockiert meinen Mutterpass wieder ein und versuchte den Kloß in meinem Hals runterzuschlucken. »Ich will doch gar nicht, dass mein Leben einfacher wird, ich brauche eine Aufgabe! Und wenn meine Arbeitskraft

hier nicht gebraucht wird, dann will ich wenigstens Kinder kriegen. Die brauchen mich. Und was ich ihnen bieten kann, das ist: EIN LEBEN!«

Ich fragte mich, ob die Beamtin ihre Sprüche in ihrer Ausbildung gelernt hat. Auf diesen Kampf war ich nicht vorbereitet.

Als »Sozialhilfe-Bedarfsgemeinschaft« brauchten Peter und ich eine Menge Freunde.

Meine Hauptaufgabe bestand, neben meiner geringfügigen Beschäftigung darin, für unsere Kinder alles, was Geld kostet, gebraucht, geborgt, geschenkt, getauscht und manchmal geklaut zu besorgen. Dem Vater der Kinder hatte die Wende auch einen Strich durch die Ausbildung gemacht. Er verdiente Geld, wo er konnte, manchmal reichte es, manchmal nicht.

Wenn meine Tochter zum Tanzkurs ging, den wir nicht bezahlen konnten, dann wischte ich danach die Halle. Wenn die Kinder im Oktober noch mit Sandalen rumliefen, fragte ich Freunde und Bekannte nach alten Winterschuhen. Das klappte nicht immer, dann steckte ich in der Kinderschuhabteilung die alten Schuhe ins Regal und die Kinder mit den neuen Schuhen in den Buggy. Wenn unsere Waschmaschine kaputt war, schleppten wir die Wäschesäcke so lange zu Freunden, bis sich jemand aus dem Bekanntenkreis eine neue kaufte und wir die alte bekamen. Wenn wir am Wochenende einen Ausflug machten und mit den Rädern in der S-Bahn aus der Stadt rausfahren, hatten wir einen geschulten Blick für Kontrolleure und den richtigen Trick im richtigen Moment. 30 Euro für alle Tickets mit Rädern waren nicht drin.

Die Zeit war ausgefüllt mit der Organisation des kleinsten Alltags, unser Leben funktionierte vor allem durch die Beanspruchung von Hilfe. Wir profitierten davon, in einer Gesellschaft zu leben, in der die meisten Menschen genug oder zu viel besitzen und gar nicht so ungern etwas abgeben, wenn es jemand wirklich braucht. Wir brauchten es wirklich.

Ich kannte Sozialhilfe-Familien, die ihren Status geheim hielten, weil es ihnen peinlich war, wenn die Schule wusste, dass Bücher und Klassenfahrten vom Amt bezahlt wurden. Das entsprach aber nicht meiner Art der Lebenslüge.

Die Briefe des Sozialamtes waren in militärischer Befehlsform formuliert, als sollte ich mich dafür schämen, dass ich nicht in der Lage war, mich umgehend, mitsamt der Kinder, in Luft aufzulösen.

Dann sah ich mich mit erschrockenem Blick im unendlichen Spiegel, mit einem Schrubber in der Hand im Tanzsaal stehen. Hatte ich einen Ablenkungstrick angewandt, um mich nicht als Verliererin sehen zu müssen?

Ich hatte daran geglaubt, dass es mit unterstützendem Umfeld und mit der Fähigkeit zur Improvisation in dieser Gesellschaft möglich sein musste, meinen Kindern mit genug Zeit und ohne Geld eine genauso gute Kindheit zu bieten wie mit Geld und ohne Zeit.

Es ging nicht. Und für alle anderen Sozialhilfe-Kinder, -Mütter und -Väter ging es auch nicht.

Der Kraftaufwand war riesig, was gerade dringend gebraucht wurde, konnte einfach nicht gekauft werden. Vieles bekam ich trotz meiner unerschütterlichen

Hartnäckigkeit, alles ins Positive zu zwingen, einfach nicht hin. Obwohl eine Freundin die Kinder kostenlos homöopathisch behandelte, fehlte dann wieder das Geld für die Kügelchen.

Aber im Gegensatz zu Geringverdienern, die auch nicht Bio kaufen konnten, hatte ich Zeit mit den Kindern zu basteln, Weihnachtskalender zu nähen, Freunde auf dem Land zu besuchen, Bücher vorzulesen, sie mit guter Musik und guten Büchern und guten Filmen aus den Bibliotheken zu füttern und sie in die Schwierigkeiten unseres improvisierten Lebens einzubeziehen.

Solange es um die Kinder ging, störte mich die Parasitenrolle nicht. Wenn mir jemand vorwarf, dass man keine Kinder kriegen sollte, wenn man kein Geld hat, hielt ich das Argument dagegen, dass man es auch nicht tun sollte, wenn man lieber arbeitet, als sich mit seinen Kindern zu beschäftigen. Der Stolz, aus billigen Lebensmitteln Gutes gekocht zu haben, oder bei der Tanzaufführung zwischen den Eltern zu sitzen, die sich die 50 Euro Kursgebühr im Monat leisten können, oder meinen Sohn sagen zu hören: »Ist eigentlich nicht so schlimm, dass ich unechte Chucks habe«, hat mir als Antrieb gereicht, um weiterzumachen.

Ich wollte nie viel Geld brauchen müssen und das Kinderhaben als Selbstverständlichkeit ansehen, nicht als Belastung. Belastend war es aber für die Kinder, die immer wiederkehrenden Geldprobleme mitzukriegen. Dass wir uns so oft durchmogeln mussten, gefiel ihnen nicht.

Und was war mit dem Beruf, der Berufung, der sogenannten Selbstverwirklichung?

Ich gab Selbstverteidigungskurse an Grundschulen, arbeitete als Fotografin in KITAS, als Archivarin für einen Fotografen, als Sekretärin in einer Agentur, als Betreuerin für einen Rentner, nahm als Heimarbeiterin Aufträge an, war Verkäuferin, Kellnerin und unterrichtete Deutsch als Fremdsprache. Das Schreiben musste irgendwie dazwischen gequetscht werden. Ich schrieb in der S-Bahn, auf dem Weg von einem Job zum nächsten, oder in den 20 Minuten, während die Kartoffeln kochten.

Eigentlich wollte ich den Kindern nur ein unverborgenes Vorbild sein, wollte machen, was ich am besten konnte und am meisten wollte. Kinder kriegen unter anderem. Langsam musste ich feststellen, dass ich mich aber doch oft verbog. Für die Kinder habe ich gelächelt, wenn ich heulen wollte.

Die Erinnerungen daran, wie mein Sohn wochenlang jeden Tag vor dem Feuerwehrboot im Supermarkt saß, oder meine Tochter lieber ein gekauftes Faschingskostüm gehabt hätte als das, woran ich tagelang genäht hatte, oder mein täglicher Umweg, den ich nahm, um nicht am Ökomarkt vorbeikommen zu müssen, auf dem ich mir nichts leisten konnte, oder der letzte Tag eines Monats, an dem das Konto leer war, bis auf den einen Euro für den Einkaufswagen, wir nicht mal mehr Nudeln hatten und uns alle bei meiner Schwester zum Essen einluden, sollten irgendwann als Witz betrachtet werden. Das wird es hoffentlich nicht sein, was meine Kinder mir irgendwann vorhalten werden.

Vielleicht ist es gut, nicht zu wissen, was es sein wird, und sicher ist, dass sie sich auch an sehr viel Schönes erinnern werden. Wer nichts hat, dem kann man nichts wegnehmen, das kann dem Leben auch eine unbezahlbare Leichtigkeit geben.

Als sie geboren wurden, fing ich an, wirklich glückliche Momente aufzuschreiben, was zum Beispiel so aussah: »Aug. 05. Spaziergang abends im Feld bei Berlin mit den Kindern ins Korn gelegt, Peter auch guter Laune.«

Das sind trotz ihrer Unscheinbarkeit Dokumente, die mir zeigen, dass Glücklichein nur bedingt mit Geld und Karriere zu tun hat. Im Westen dachte man, wir hätten in der DDR unter der Mangelwirtschaft gelitten. Aber woran es uns mangelte, das war nur der unnötige Luxus. Die Grundbedürfnisse: das bezahlbare Wohnen und Essen, das Recht auf Arbeit, ausreichende Freizeit und Erholung standen jedem zur Verfügung, ob er wollte oder nicht. Wer nicht zur Arbeit kam, bei dem klopfte nach drei Tagen die staatliche Fürsorge. Das Existieren war billig, der Luxus teuer. Seit der Wende ist es umgekehrt. Und das ist nicht nur für eine Gesellschaft ungesund, sondern besonders für unsere Umwelt.

Damals lebte ich als Studentin mit Peter, dem freiberuflichen Dramatiker, und mit unseren kleinen Kindern in existenziellen Schwierigkeiten, von denen man im Westen geglaubt hatte, so hätte man im Osten gelebt. Aber im Osten zahlte meine Mutter nur zehn Prozent ihres Einkommens für die Miete, im Westen zahlten wir plötzlich fünfundsechzig Prozent,

während der Luxus tat, als wäre er billig zu haben. Ohne unsere Grundbedürfnisse bezahlen zu können, war es, als steckten wir in einem Sumpf, mit unerreichbaren, aber immer vor Augen gehaltenen Verführungen: Reisen, Geräten, Vergnügungen, alles billig und doch zu teuer, weil allein unser Wohnen und Essen jeden Monat nach dem letzten Cent verlangte.

Nie war ich mir in der DDR so eingesperrt vorgekommen wie in diesem neuen Hochleistungsalltag, in dem wir weder stehen bleiben noch krank werden durften, weil das Nichtfunktionieren unsere Existenz bedrohte. Eine Anstellung bekam ich mit den kleinen Kindern nicht, arbeitete auf Rechnung, der Vater auch und wenn ein Kind Fieber bekam, mussten wir Geld borgen für die Miete.

Trotz allem schien Geld zu dieser Ehe nicht zu passen, und als das Geld kam, weil die Kinder größer wurden und uns mehr Zeit ließen, es zu verdienen, da ging die Liebe.

Fürs Reisen reicht es zwar auch jetzt nicht, denn auch der neue Mann ist aus dem Osten und hat eine Menge Kinder, aber endlich kann ich mich auf dem Ökomarkt sehen lassen.

Die Wiedervereinigung war damals positiv und mitreißend und unvermeidbar. Denn eine Mauer zu bauen, weil man erlebt hat, wie Menschen sich in Wahnsinnige verwandeln können, funktioniert offenbar nicht für die nächste Generation, die diese Maßnahme nicht mehr einsieht. Dem braunen Terror die rote Diktatur entgegenzusetzen, lässt sich als Lehre nicht vererben. Aber wie die DDR nach 1989

ausverkauft und geplündert wurde, daran war nichts Positives. Bis heute zirkuliert das Geld im Westen. Mein Sohn hat das schnell erkannt und lebt mit Frau und Kindern als Zimmermannsmeister in Schleswig-Holstein. Sein Uhrwerk geht ein paar Jahre vor. Er hat etwas Zeit übersprungen, um sich seiner älteren Freundin anzupassen. Eine Kindheit, die aus Improvisationen besteht, will er für seine Kinder nicht.

Meine Tochter will das auch nicht. Sie will dasselbe, was ich mit 16 wollte: Reisen, Shoppen, Ausgehen und Kultur konsumieren.

Für mich war das in ihrem Alter zum ersten Mal möglich. Endlich durften wir alle Filme sehen, alle Bücher lesen, jede Musik hören, jeden Radio- und Fernsehsender und wurden im selbständigen Denken nicht mehr nach Formeln geschult, endlich gab es Clubs, Kneipen und Kinos.

Die Pandemie ist nicht positiv und mitreißend. Sie ist traurig, lähmend und bitter. Meiner Tochter verschließt sich jetzt wieder, was sich für mich damals öffnete: Reisen, Shoppen, Ausgehen.

Zur Ablenkung beschäftigen wir uns mit dem Wohnen. Die hormonellen Gereiztheiten, die uns manchmal überwältigen, sorgen für mittlere Explosionen im Haushalt, in dem wir miteinander auskommen müssen, ob wir wollen oder nicht. Andererseits erhöhen Wechseljahre, die auf Pubertät treffen, auch das gegenseitige Verständnis für die unberechenbaren Gefühlsschwankungen.

An Zukunftsangst kann ich mich nach der Wende nicht erinnern, obwohl sie berechtigt gewesen wäre.

Jetzt, während der Pandemie, ist die Zukunftsangst enorm. Was mich beruhigt, ist die Gewissheit, dass alle Großeltern zu jeder Zeit diesen Satz gedacht haben: Was sind das nur für Zeiten, in die meine Enkelkinder hier geboren wurden?

Die Sorge um das Seelenheil meiner Tochter lässt mich vor allem nachts in Panik verfallen. Und was ist mit dem Uhrwerk? Wird sie dem folgen, oder wird sie über die Zeiger springen und sich keinen ideologischen oder finanziellen Zwängen unterwerfen?

Jede Bewegung erzeugt eine Gegenbewegung. Vielleicht wird ja die negative Pandemie auch viele positive Folgen haben, genauso wie die positive Wiedervereinigung viele negative Folgen hatte. Was ich ihr wünsche, ist, dass sie ihre Kinder nicht aus Einsamkeit bekommt, sondern lieber aus übermütiger Verliebtheit und dem Bedürfnis, das Glück zu teilen.

VOR DEM MORGEN- GRAUEN

Nach Bachmann

Ich sitze allein im abgedunkelten Wohnzimmer auf der Couch. Es ist ein sehr heißer Sonntag und mein Mann ist mit den Kindern ins Freibad gegangen. Eigentlich wollten wir zusammen gehen, aber seit zwei Stunden bin ich Bachmannpreisträgerin. Ständig läutet mein Telefon, ich gebe Interviews, nehme Glückwünsche entgegen, beantworte Anfragen für die kommenden Tage, Wochen, Monate. Dann plötzlich Stille. Ich strecke die Beine aus, versuche, einen Keks zu essen. Ich kann nicht. Ich vermisse die Kinder, weil ich schon jetzt weiß, dass die kommende Zeit geprägt sein wird vom Vermissen, vom schlechten Gewissen, vom Gefühl, dass sie zu kurz kommen. Mutter sein und schreiben, das heißt immer an einer Stelle wund zu sein. Entweder es fehlen die Aufträge und Lesungen, oder es fehlt die Zeit mit den Kindern. Ich vermisse die Kinder in diesen fünf Minuten, in denen das Telefon stillsteht, und obwohl ich weiß, dass, wenn sie wieder zu Hause sind, ich nach fünf Minuten wieder die Ruhe herbeisehnen werde.

»Genieß deinen Erfolg«, schreiben mir viele. Ich gebe mein Bestes.

Auf der Bühne

Eine meiner ersten Lesungen mit meinem Debüt fand im Literaturhaus einer deutschen Großstadt statt. Ich las mit zwei anderen Debütant*innen, beide etwas jünger als ich, aber beide schon namhaft. Er war Krisenreporter eines großen deutschen Nachrichtenmagazins, sie ebenfalls Journalistin in Berlin, beide wirkten auf mich sehr lässig. Ich war mit dem Zug, wie fast immer, auf den letzten Drücker angereist, um keine Sekunde länger als nötig von zu Hause weg zu sein. Die drei Wochen zuvor hatte ich mit meinen Kindern zu Hause verbracht, denn erst war der Ältere an Windpocken erkrankt, anschließend der Jüngere. Ich war schlapp, ausgehöhlt von drei Wochen nichts als Fürsorge. Drei Wochen Pusteln eincremen, Fieber messen, Wickel auflegen, Suppe kochen, Äpfel spalten, Tee einflößen.

Der Mitautor erzählte auf der Bühne eine spannende Geschichte nach der anderen. Er war perfekt vorbereitet, seine Witze saßen, seine wohldosierte Bescheidenheit, sein Bekenntnis zum Feminismus trafen genau den richtigen Nerv. Das vornehmlich weibliche Publikum lag ihm zu Füßen. Dann die Mitautorin. Sie wirkte im Scheinwerferlicht wie die coolste Person auf dem Planeten, sie war durch und durch entspannt, ließ sich von nichts aus der Ruhe bringen. Sie war völlig bei sich.

Zuletzt ich. Ich war überall, nur nicht bei mir. Ich saß auf der Bühne, vollauf damit beschäftigt, die

Reste meiner Persönlichkeit zusammenzukratzen und niemanden merken zu lassen, womit ich die drei Wochen zuvor eingespannt gewesen war. Als hätte ich etwas Verbotenes, Unanständiges getan, weil ich ausschließlich Mutter gewesen war. Weil ich nichts erlebt, kaum gelesen und gar nicht geschrieben, keinen einzigen klugen Gedanken gedacht hatte. Ich war neu im Literaturbetrieb und ließ mich noch sehr davon beeindruckt, wie Schriftsteller*innen zu sein haben. Entweder ungebunden und abenteuerlustig oder feingeistig und hochsensibel oder schwermütig und kaum lebensfähig, in allen Fällen jedenfalls nicht in der Lage, sich um jemanden außer sich selbst zu kümmern. Irgendwie habe ich den Abend bestritten, aber ich war unzufrieden mit mir.

Heute frage ich mich, was mich damals geritten hat. Ich wünschte mir, ich hätte von meinen Komplizinnen gewusst, und wir hätten uns damals schon ausgetauscht. Letztlich geht es doch immer darum: zu merken, mein Unbehagen rührt nicht daher, dass mit mir etwas nicht stimmt, sondern daher, dass ich mich gewissen Strukturen unterwerfe.

Heute denke ich mir, wie schön wäre es gewesen, wenn ich thematisiert hätte, wie ich die vergangenen drei Wochen verbracht hatte. Wie ich mich fühlte neben meinen Mitdebütant*innen. Was von einem übrig bleibt, wenn man sich längere Zeit nur um andere kümmert. Damit hätte ich nicht nur mir etwas Gutes getan, sondern auch dem vornehmlich weiblichen Publikum, denjenigen mit Kindern oder anderen Fürsorgepflichten, ob Autorinnen oder nicht – allen

hätte ich etwas Erleichterung verschaffen können. Wer auf der Bühne sitzt, hat diese Macht und somit die Verantwortung.

Hinter der Fiktion

Anfang des Jahres bat mich ein Online-Feuilleton um einen Text zum Thema Schreiben und Mutterschaft. Dieses Online-Feuilleton erfährt viel Beachtung und ich hätte gerne auf dieser Plattform veröffentlicht. Aber ich lehnte ab. Zur Begründung schrieb ich, dass ich mich derzeit in der Fiktion wohler fühle. Dass ich mich dann wenige Wochen später doch von der Herausgeberin dieser Anthologie überzeugen ließ, einen Beitrag zu liefern, ist dem geschuldet, dass ich die Mitautorinnen verehere und so gerne mit ihnen zwischen zwei Buchdeckeln verewigt werden wollte. Und hier sitze ich nun und muss mich stellen, muss mich, meine Rolle als Schreibende und Mutter reflektieren. Erst jetzt wird mir klar, dass ich mich nicht nur wohler fühle in der Fiktion, sondern dass ich mich auch hinter ihr verberge, wie Doris Lessing es in »Das goldene Notizbuch« an einer Stelle ausdrückt. Mir fällt ein, dass es, als ich anfang zu schreiben, anders war: Einst setzte ich mich hin und formulierte meine Gedanken, um mir ihrer bewusster zu werden. Um mich selbst zu erforschen.

Wann hat das aufgehört und warum?

Mit diesem Beitrag versuche ich, den Faden der Selbsterforschung wieder aufzunehmen. Und ehrlich zu sein. Erstens, weil kaum ein Thema mit so viel Unehrlichkeiten überdeckt ist wie die Mutterschaft.

Zweitens, weil ich mich aus meiner Fiktion in die Welt des Tatsächlichen nur mit einem ordentlichen Schlag zurückkatapultieren kann. Ehrlich gebe ich zu, dass ich fast keinen der vielen, bestimmt sehr klugen Texte über Mutter- und Autorinnenschaft gelesen habe. Achtung, ich habe Virginia Woolfs »Ein Zimmer für sich allein« nicht gelesen! Schon der Titel geht an meiner Lebenswirklichkeit vorbei; ich wäre froh, ich könnte wenigstens meinen Schreibtisch von Spielzeug und Selbstgebasteltem freihalten. Auch von Sheila Heti habe ich nichts gelesen. Meinen jüngsten Roman habe ich aus der Sicht dreier Männer geschrieben. (Die Mutter von einem der drei verfasst lediglich einen Brief an ihren Sohn, aber der macht am meisten Eindruck auf Leser*innen. Die Mutter schildert darin auch, wie herausfordernd es ist, ein Kind mit einem provozierenden, ablehnenden Charakter zu lieben.)

Meide ich das Thema Mutterschaft bewusst?

Da ist ein Unbehagen. Die wenigen Beiträge zu dem Thema, die ich gelesen habe, waren sehr klug, aber ich fühle mich unbehaglich, denn mit jeder weiteren Zeile schreit mich eine Stimme an: Ihr habt Kinder bekommen, na und? Millionen Frauen tun das täglich, und die können von euren Lebensbedingungen nur träumen, also hört doch bitte einfach auf mit dem Gemammere, das interessiert wirklich niemanden! Diese Stimme existiert nicht nur in meinem Kopf, sie schreit mich auch aus den Kommentarspalten unter diesen Texten an.

Ja, im Vergleich geht es uns schreibenden Müttern gut. Wir haben im deutschsprachigen Raum eine

verhältnismäßig zuverlässige, ordentliche, bezahlbare Kinderbetreuung, wir haben Aufträge wie diese, weil hier Anthologien wie diese erscheinen, wir haben Partner*innen, die größtenteils verinnerlicht haben, dass man sich nicht fortpflanzen oder für gemeinsame Kinder entscheiden und dann wegrennen kann. Wir können, zumindest wenn es sein muss, immer arbeiten. Vor dem Morgengrauen, nach Mitternacht, egal. Was soll eine Mutter sagen, die mit ihrem Job an der Supermarktkasse kaum über die Runden kommt, aber fixe Arbeitszeiten hat, teilweise bis 24 Uhr? Oder eine Mutter, die die PR-Abteilung eines Mineralölkonzerns leitet und deren Ehemann, Vorstand eines DAX-Unternehmens, findet, Kinder bräuchten vor allem ihre Mutter? An dieser Stelle höre ich auf, Vergleiche zu ziehen, diese reichen, dabei habe ich noch nicht einmal den deutschsprachigen Raum verlassen. Wir alle wissen, dass Vergleiche, Verweise darauf, dass es andere schwerer haben, zu nichts führen. Das seien alles Luxusprobleme und andere hätten es viel schwerer – ließen wir diesen Einwand gelten, müssten wir dann nicht beinahe den gesamten westlichen Kanon für nichtig erklären? Handelte der Großteil der Literaturgeschichte nicht seit jeher von Luxusproblemen, geschrieben von Menschen aus gehobenen Schichten mit vollen Bäuchen, aber leeren Seelen? Schon immer waren es eben jene, die nicht um ihre körperliche Unversehrtheit bangen mussten und die es sich im Leben recht gemütlich einrichten konnten, die die Widersprüche, Konflikte, Abgründe der menschlichen Existenz reflektiert und auf Papier gebannt haben. Die

Supermarktkassiererin und die PR-Chefin werden das im Fall der Mutterschaft nicht tun.

Also wir. Also ist das unsere Aufgabe. Aber woher kommt dieses Interesse, Mutterschaft als öffentliches Thema abzuwehren? Sie weiterhin im Stillen geschehen lassen zu wollen? Als etwas »ganz Natürliches«, Privates, literarisch jedoch Irrelevantes? Wie kann es so stark sein, dass ich dieses Interesse sogar internalisiert habe? Hat das zuallererst damit zu tun, dass es Frauen sind, die Kinder gebären, und Frauen bis vor Kurzem ohnehin in der Literatur marginal waren? Ist es eine reine Frage der Repräsentation? Hat es etwas mit dem Bild des Schriftstellers zu tun, und dass die wenigen Frauen, die Bücher veröffentlichten, bislang oftmals kinderlos waren? Oder hat es damit zu tun, dass das Gebären und Aufziehen von Kindern eine un-literarische Tätigkeit ist? Zerstört der Gedanke an eine geplatzte Fruchtblase womöglich die Aura der Schriftstellerin? Steht der Gedanke an einen Geburtsvorgang im krassen Widerspruch zu den erleuchteten Kopfwehen, als die man uns am liebsten sieht? Ich schätze alles zusammen.

In der Tierwelt

Kinder kriegen und selbst das Aufziehen sind archaische Angelegenheiten, etwas, das uns an die Grenzen unseres Verstandes bringt, daran erinnert, dass wir Tiere sind. Wenn wir uns mit Literatur beschäftigen, wenn wir schreiben, entrücken wir der Tierwelt. Wir betrachten sie dann höchstens noch in ihrer Wildheit, Undurchdringlichkeit und schreiben dicke Wälzer,

etwa über das Fliegenfischen, und diese lösen im Feuilleton regelmäßig Begeisterungstürme aus. Wenn wir die Natur in der Literatur zulassen, dann als etwas, das wir betrachten, das unseren Gemütszustand spiegelt, das uns Demut oder Erhabenheit spüren lässt, manchmal als etwas, gegen das wir kämpfen, aber selten als etwas, das wir sind.

Wir bewahren uns gerne die Illusion, und bis vor Kurzem klappte das auch ganz gut. Aber da bin ich, eine Autorin, die beides will: Kinder haben und Bücher schreiben. Also das, was für Männer seit jeher selbstverständlich war. Aber anders als Männer es bislang größtenteils konnten, kann und will ich nicht so tun, als wären Kinder einem Hochbeet vergleichbar, das ich angelegt habe und für das ich nun verantwortlich bin, in dem Sinne, dass ich es hin und wieder gießen muss. Das nur am Rande Einfluss auf Leben und Schreiben übt. Nein. Kinder haben mein Denken verändert, meinen Blick auf die Welt, auf meine eigene Kindheit, auf meine Eltern, auf Beziehungen insgesamt. Ich habe sie geboren, genährt, gewickelt, getragen, ich habe sie ihre ersten Schritte machen lassen, auf mich zu und von mir weg, aber das macht keinen Unterschied, denn wer glaubt, damit sei das Ärgste geschafft, der irrt. Dann geht es erst so richtig los mit einer lebenslangen Verstrickung, mit den Sorgen, Hoffnungen, Ängsten. Mit Kümmern, Dasein, Zuhören, Falschmachen, Hadern, Verzweifeln und zwischendurch Wäsche waschen, Spielzeug wegräumen, Impftermine ausmachen, Freundschaftskummer wegstreichen.

Muss ich deshalb dauernd thematisieren, dass ich Kinder habe, und möchte ich nun über nichts anderes mehr schreiben? Mitnichten. Aber ich wünsche mir, dass ich diese Seite meines Lebens nicht mehr ausblenden muss, um als Schriftstellerin weiterhin ernst genommen zu werden.

Auf der Arbeit

»Schreiben heißt, von einer sehr merkwürdigen Arbeit existieren, von der man nicht verlangen darf, dass die Gesellschaft sie als Beruf, als nützlich und notwendig anerkennt«, soll Ingeborg Bachmann einmal gesagt haben. Das ändert sich nach mehreren veröffentlichten Büchern und Preisen, aber bis dahin ist es ein langer Weg. Am Anfang des Weges steht die Herausforderung, das eigene Schreiben ernst zu nehmen. Als Arbeit anzuerkennen. Wie soll man es sonst schaffen, dem Eineinhalb-Jährigen, der in der Garderobe brüllt und weint und um sich schlägt, weil er heute nicht in die Krippe gehen möchte, weil er sich heute nicht von dir trennen mag, zu sagen: »Mein Liebling, du musst in die Krippe gehen, weil ich arbeiten muss.« Wie oft habe ich das andere Mütter und Väter sagen hören, aber wenn ich das über die Lippen brachte, fühlte es sich an wie eine Lüge. So achtete ich immer darauf, diesen Satz nur auszusprechen, wenn kein Erwachsener in der Nähe war. Denn niemand wartete auf mich, kein Bürogebäude, kein*e Chef*in, keine Kolleg*innen, lange Zeit wartete nicht einmal jemand auf ein Manuskript. Mein Müssen ist ein anderes Müssen. Natürlich ist da auch das Geldverdienenmüssen. Aber dazu hätte

es deutlich leichtere und schnellere Wege gegeben. Statt »Ich muss arbeiten« hätte ich meinem Sohn in der Garderobe erklären müssen: »Mein Liebling, du musst in die Krippe gehen, weil ich schreiben muss, ich muss mich in meinem Dasein als Autorin immer wieder selbst vergewissern, gerade weil es kein Bürogebäude, kein*e Chef*in, keine Kolleg*innen gibt. Wenn ich nicht schreibe, bin ich nichts, und wenn du in meiner Nähe bist, kann ich nicht schreiben, also musst du in die Krippe gehen, auch wenn du vielleicht noch zu jung dazu bist und womöglich zu den Kindern zählst, die dort Studien zufolge zu viel Cortisol ausschütten, was sie in ihrer weiteren Entwicklung nachhaltig schädigt.«

In diesen Momenten wünsche ich mir oft, mein Beruf wäre es, Maschinen zu bauen. Aber nur in diesen Momenten. Sobald ich die Krippe verlassen habe, bin ich bei meinen Figuren, auf der Arbeit also.